Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 34

Rubrik: Welt-Wochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

welle ufhöre u mi het gar nüm gwüßt, was z'hinderscht sig, es isch eifach immer no wyter gange.

Wo mer du wieder i ne Wulkeblütti chöme, gseh mer vor is ane e Rägeboge. I ha ne welle photographiere. Aber es isch so schnell gange, daß mer drau anne gsi si, bevor i der Apparat ha zückt gha.

Em wunderbarste isch mer gsi wie dr Pilot i mene settige Näbel si Wäg gfunde het. U d'Frag het mi bsunders beschäftigt wägem Lande. Mi cha ja ganz sicher mit eme Kompaß stüre. I ha mer la erzelle, wi me uf drahtlosem Wäg chönn em Pilot Zeiche gä, daß dä geng ganz genau wüß, wo ner sig, was er mache müeß. Er sig geng mit ere Bodestation i Verbindig und drum chönn er so sicher da obe i de Lüfte si Wäg suche. Mir hei üse Wäg a Bode abe nid müeße im Näbel sueche. Es het wieder ufta, wo mer gäge d'Schwitz cho si. I weiß nid wie mers gange isch. I ha so viel gseh, daß i ganz erstunt gfragt ha, was isch das für e große Strom da unde? Mi het mer gantwortet: He, dr Rhy. Iä und de die großi Stadt mit dene Brügge u Chilchstürm, isch das scho Basel? Wahrhaftig, es isch halbi sächsi gsi u mir sie wieder i nere elegante Schleife uf e Bode cho. Kei Minute zfrüh u keini zspät. I bi ganz überrascht gsi über die Pünktlechkeit.

Der Dammbruch bei Ovada (Italien).
Unser Bild zeigt eine der vier eingestürzten Brücken.

Welt-Wochenschau.

„Ein Neger aus Guadeloupe spricht . . . .“

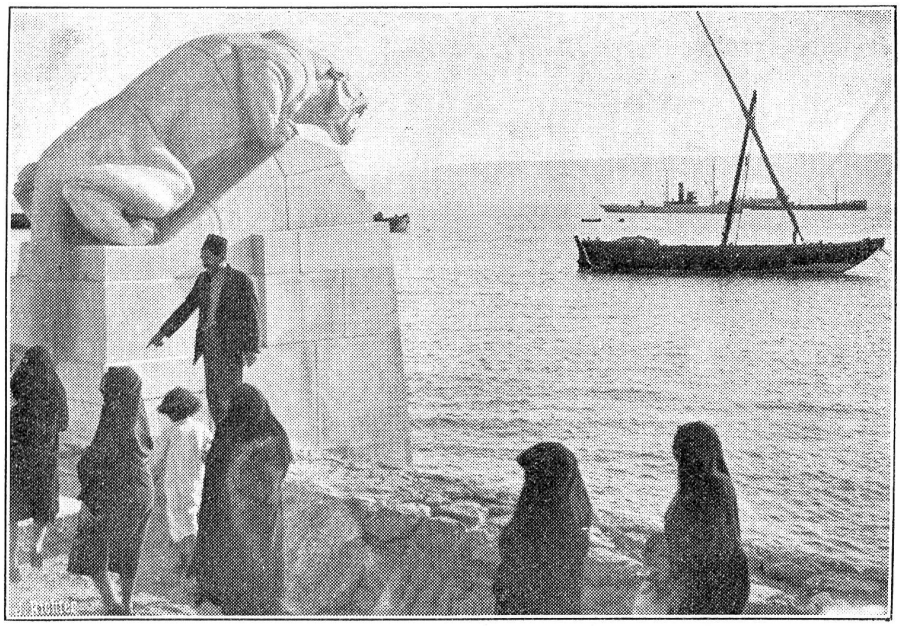
Ein Zuluhäuptling bietet dem Negus von Abessinien ein Regiment seiner Krieger an. Er wird nur die besten Männer seines Stammes auslesen; die Bewaffnung wird modern sein; Kriegserfahrungen aus dem großen Morden anno 14—18 werden das Regiment auf der Höhe der Anforderungen halten. Das ist eine der Telegraphenmeldungen, die zeigen, wie weit die Bewegung in der farbigen Welt gediehen sein muß. Daß sich schon vor Wochen in New-York Neger und Italiener wegen Aethiopiens verprügelt haben, daß sich in amerikanischen Städten die schwarzen Freiwilligen melden, daß schwarze Flieger aus U. S. A. unterwegs sind, hat man sich mit Unbehagen angehört und mit den Warnungen englischer Kolonialkenner zusammengehalten: Es stimmt! Das italienische Abenteuer wächst sich zu einem für die sämtlichen Kolonialmächte gefährlichen Wagnis aus. Die Schwarzen sind nicht umsonst an den Fronten in Frankreich gestanden. Nicht umsonst haben die Herren in Paris die Senegalesen zu den besten Schützen gezählt.

Aber die Bewegung geht über die schwarze Welt hinaus. Die Braunen und die Gelben und was alles zwischen Schwarz und Weiß liegen mag, nehmen samt und sonders Anteil an den Entscheidungen, die nun in Genf und Paris und an der Grenze von Erythrea und Somaliland fallen werden. Zwar ist es nicht so weit, daß man mit einer großen Revolution rechnen müßte, die sich gegen Frankreich und England richten und die Weltherrschaftssysteme von Grund auf erschüttern könnte. Die Europäisierung der uralten Kulturvölker, die vor dem Auftauchen der Weißen ihre alten staatlichen Formen zerfallen ließen und in mehr oder weniger barbarische Stammesverbände zurücksanken, hat kaum die ersten Stadien überschritten. Nur die Bewaffnung Europas kennen sie, nicht die technische Schulung und nicht die politische Organisation. Wer aber weiter sieht, erkennt, wie rasch sich europäische Wirtschaftsformen verbreiten, und wie bald sich das Zusammengehörigkeitsgefühl der wirtschaftlich in neuen Formen verbundenen Völker entwickelt. Wenn erst die Transsahara-Bahnen, die interkontinentalen Autolinien, die Fabriken europäischen Stils eine Klasse von modernen Proleten geschaffen: Chauffeure, Metallarbeiter, Spinner usw., und wenn die Zeitungen in den Zentren um sich greifen, dann wächst in einem Jahrzehnt jene noch nicht bestehende, aber gefürchtete revolutionäre Organisation empor, und beim nächsten Zusammenstoß unter europäischen Mächten wird das afrikanische und ostindische Erdbeben kommen. Vielleicht trennen uns nur wenige Jahrzehnte von dieser Entwicklung. Die Engländer sehen am deutlichsten, was kommt. Sie haben das Beispiel der Hindus vor sich. Und darum, weit weniger als um des Völkerbundes willen, tun sie das äußerste, um Italien am Losschlagen zu verhindern.

Scheinbar haben die Vorgänge in China wenig mit dem abessinischen Handel zu tun; die Distanz zwischen beiden Gebieten beträgt ein Viertel des Erdumfanges. Und doch muß man aufhorchen, wenn es den Japanern gelingt, eine Bewegung in China in Gang zu setzen, die eine chinesisch-japanische Militärallianz fordert. Man höre: Der Präsident des „Politischen Rates“ in Peking, Wan-Go-Min, eine Anzahl Generäle, nebst den Gouverneuren der wichtigsten Nordprovinzen werden in Nanking vorstellig, um Tschiang-Kai-Scheck für dieses Bündnis zu gewinnen. Mag man darin die chinesische Politik erkennen, die sich größere Sicherheit von einem verbündeten, statt einem feindlichen Japan verspricht, mag man sich denken, die chinesischen Füchse würden am Ende den japanischen Wolf gerade mit Hilfe eines solchen Bündnisses übers Ohr hauen, es bleibt doch dabei, daß Japan selbst auf dieses Bündnis drängt, um die „panasiatische Macht“ zu fundieren, die gelben Völker unter seine Führung zu bringen und die große Auseinandersetzung mit den angelsächsischen Fremdherren vorzubereiten.

Hinter der „schwarzen“ verbirgt sich die „gelbe Gefahr“.

Es gibt Neger, die ein friedliches Auskommen mit den Europäern vorziehen würden. Da gibt es einen schwarzen



Der Suez-Kanal und die Abessinienfrage.

Die Bedeutung des Suez-Kanals als internationale Schiffahrtstrasse ist neuerdings bei den Diskusionen um den italienisch-abessinischen Streitfall in der Weltpresse wiederum in das Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt.
Unser Bild zeigt den Ausgang des Suez-Kanals an seinem südlichen Ende, in der Nähe der Stadt Suez, wo er in das rote Meer einmündet. Am Ufer hält eine Statue des „Britischen Löwen" Wacht.

Abgeordneten von Guadeloupe, mit Namen „Gratien Gandace", also schon dem Namen nach einen richtigen Negerfranzosen, der seine Brauchbarkeit als Unterstaatssekretär im Kolonialministerium erwiesen, und dieser Gandace geht in eigener Person und spricht mit Laval. „Ich habe Laval gewarnt", sagt er zu einem amerikanischen Zeitungsvertreter. „Frankreichs schwarze Untertanen stehen vollständig auf Seiten Abessiniens und werden von einem gewaltigen Unwillen erregt werden, wenn der italienische Angriff nicht verhindert wird." Gandace spricht auch offen aus, daß die Farbigen Japan als ihren eigentlichen Führer ansehen, und daß diese Vorstellung eines Kampfes unter Japans Führung gewaltige Fortschritte machen würde, falls die Weißen Signor Mussolini nicht in die Schranken zu drängen vermöchten. Die Solidaritätsgefühle der unterworfenen Völker würden auf einmal Dimensionen annehmen, wie wir sie bisher nicht gekannt. Und der Neger aus Guadeloupe belehrt den Amerikaner: „Daher ist es die Pflicht der weißen Rasse, einen italienisch-abessinischen Krieg zu verhindern."

Mussolini faßt die Pflichten der Weißen anders auf. Er verlangt, daß man Italien freie Hand lasse, es moralisch in seinem Unternehmen stütze, dem Negus den Mut nehme, zu widerstehen. Abfahrenden Schwarzhemden in Benevent erklärt er, sie würden in Ostafrika einen glorreichen Sieg erringen, und einer andern Abteilung versichert er, sie würde nicht eher ruhen, bis das „ganze fascistische Reich Wirklichkeit geworden". Aus dieser Einstellung heraus hat Aloisi, der italienische Delegierte in Paris, mit seiner Unnachgiebigkeit die fristlose Vertagung der Dreierkonferenz mit Laval und Eden erzwungen und die schwersten Besorgnisse heraufbeschworen. Wie sagt doch das alte Sprichwort: „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit".

Das neue deutsche Ghetto.

Oswald Spengler sagt, das „Ghetto" der Juden sei im Orient eine Selbstverständlichkeit. Jede Religionsgemeinschaft lebe in ihrem eigenen Stadtviertel. Von Spengler könnte man aber auch lernen, daß diese Absonderung nicht mit Entrechtung verbunden war, daß die Gemeinschaften, ob jüdisch, parsisch oder christlich, vor dem Auftreten des Islam, gleiche staatsbürgerliche Rechte besaßen. In den christlichen Verbannungsländern wurden die abgesonderten Ghettos zu gefängnisartigen Absperrungszirkeln. Deutschland hatte diese Einrichtungen überwunden. Jetzt tauchen sie in moderner Gestalt wieder auf. Man isoliert die Juden nicht örtlich, sondern vor allem geistig.

In Berlin verfügt der Staatskommissär Hinkel, daß bis zum 15. September sämtliche jüdischen Kulturorganisationen, mit Ausnahme der Schul- und Kultusgemeinden, dem „Reichsverband" eben dieser nichtarischen Verbände eingegliedert sein sollen. Damit werden diese Verbände zu nichtdeutschen, also „hebräischen", also ausländischen Zirkel als richtige Ausländerkreise unter besondere polizeiliche Aufsicht genommen. Es fehlt nur noch, daß man sie der Fremdenpolizei unterstellt. Das scheint inkonsequent, kann aber später noch geändert werden. „Reichsbürger" können ja die Juden nicht mehr werden; sie genießen die mindern Rechte von „Reichsangehörigen". In dieser Zwitterstellung, als halbe Deutsche und zugleich halbe Fremde, sollen sie ihre Sonderentwicklung suchen. Es wird festgesetzt, daß nur Juden oder allenfalls mit Juden Verheiratete Mitglieder solcher Verbände sein dürfen. Veranstaltungen können keinesfalls öffentlich sein, sondern fallen unter die Rubrik der „geschlossenen Veranstaltungen". Politik ist damit selbstverständlich ausgeschlossen, soweit es sich nicht um interne Angelegenheiten des „Reichsverbandes" oder der Unterverbände handelt, und in die staatsbürgerlichen Angelegenheiten haben sich die Halbausländer natürlich nicht einzumischen. Damit ein Zusammenstoß mit den arischen Herren nicht mehr möglich sei, sollen die Juden nur noch Räume benutzen, deren Eigentümer oder Mieter Juden sind. Um die Isolierung vollständig zu machen, haben die Juden alle Arier mit Theater- und Konzertbillets, mit Zeitungen und Zeitschriften zu verschonen.

Ob dieser deutsche Fortschritt nicht bedenklich neben der Zeit „herhinkelt"? Die Reichswehr stellt nämlich fröhlich Juden ein, trotz Arier-§§.

Deutsche Handelsbilanz aktiv.

Im vergangenen Monat hat Deutschland für 29 Millionen mehr aus- als eingeführt, und die Ausfuhrziffer wuchs gegenüber dem Vormonat um die enorme Quote von fast 13 Prozent. Alle Unheilspropheten würden, wenn diese Ziffern den Maßstab für die Erholung des Dritten Reiches aus seinen Devisenschwierigkeiten und übrigen Finanznöten maßgebend wären, Unrecht haben. Und die Stellung Schachts, von der es kürzlich hieß, sie sei ohne Hitlers Widerstände gegen seinen Sturz nicht mehr haltbar, wäre fester geworden? Man wird sich diese Ueberlegungen zweimal ansehen müssen. Auch Brüning fiel, trotzdem das Weimarerreich verspotteten Angedenkens damals mit einer Milliarde Ausfuhrüberschuß rechnen konnte, stürzte, weil im Inlandsmarkt der Miserenstandpunkt nicht überwunden werden konnte. Unsererseits werden wir erst wieder optimistischer werden, wenn die ersten Lohnaufbaudekrete der „Arbeitsfront" erscheinen — pro Innenmarkt! -an-